

Wolfgang Imo

Sprache in Interaktion

Linguistik – Impulse & Tendenzen



Herausgegeben von
Susanne Günthner, Klaus-Peter Konerding,
Wolf-Andreas Liebert und Thorsten Roelcke

Band 49

Wolfgang Imo

Sprache in Interaktion

Analysemethoden und Untersuchungsfelder

DE GRUYTER

ISBN 978-3-11-030617-0
e-ISBN 978-3-11-030632-3
ISSN 1612-8702

Library of Congress Cataloging-in-Publication Data

A CIP catalog record for this book has been applied for at the Library of Congress.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2013 Walter de Gruyter GmbH, Berlin/Boston
Einbandabbildung: Marcus Lindström/istockphoto
Druck: Hubert & Co. GmbH & Co. KG, Göttingen
☺ Gedruckt auf säurefreiem Papier
Printed in Germany

www.degruyter.com

Danksagung

An erster Stelle möchte ich Susanne Günthner für die Betreuung der Arbeit danken. Zahllose Anregungen, hilfreiche Kommentare und kritische Lektüre verdanke ich ihr. Ich danke außerdem den Mitgliedern des DFG-Projekts „Grammatik und Dialogizität“ für ihre Diskussionen von Teilen der Arbeit. Ganz besonders danke ich Jörg Bücker, Elisa Franz, Katharina König, Benjamin Stoltenburg, Lars Wegner und Beate Weidner für ihre hilfreichen Kommentare zu meinem Manuskript.

Inhalt

- 1 **Einleitung** — 1
- 2 **Die deutsche Gegenwartssprache im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen** — 6
- 3 **Kommunikation, Diskurs, Dialog, Interaktion: Eine Begriffsbestimmung** — 21
 - 3.1 Kommunikation — 22
 - 3.2 Diskurs und Dialog — 28
 - 3.2.1 Die Diskursanalyse/Funktionale Pragmatik nach Ehlich/Rehbein/Redder — 31
 - 3.2.2 Die Dialoganalyse nach Hundsnurscher/Weigand — 35
 - 3.2.3 Die Dialogic Syntax nach Du Bois und der Dialogism nach Linell — 40
 - 3.3 Interaktion — 46
 - 3.3.1 Interaktion nach Kieserling — 47
 - 3.3.2 Interaktion in der Konversationsanalyse / Interaktionalen Linguistik — 51
- 4 **Sprache-in-Interaktion** — 59
 - 4.1 Grundannahmen der Forschung zu Sprache-in-Interaktion — 60
 - 4.1.1 Das übergeordnete Prinzip: Reflexivität — 61
 - 4.1.2 Das erste fundamentale dialogische Prinzip: Sequenzialität — 64
 - 4.1.3 Das zweite fundamentale dialogische Prinzip: Gemeinsames Hervorbringen von Bedeutung und Struktur („joint construction“) — 67
 - 4.1.4 Das dritte fundamentale dialogische Prinzip: Sprache ist in Kontext eingebettet — 69
 - 4.2 Theoretische Ansätze: Gesprächsanalyse, Interaktionale Linguistik und die Analyse kommunikativer Gattungen — 71
 - 4.2.1 Gesprächsanalyse — 71
 - 4.2.2 Interaktionale Linguistik — 77
 - 4.2.3 Die Analyse kommunikativer Gattungen — 84
 - 4.3 Kann man Kommunikation lehren? — 88
 - 4.4 Getippte Gespräche? Sprache-in-Interaktion in den Neuen Medien — 94
 - 4.5 Sprache-in-Interaktion und normierte Sprache — 100

- 4.6 Sprache-in-Interaktion und Deutsch als Fremdsprache — 107
- 4.6.1 Rahmenbedingungen: Die Anforderungen an DaF im Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen für Sprachen — 108
- 4.6.2 Interaktionskompetenzen: Lehrbuchinteraktionen und Arbeiten zur Vermittlung von Strukturen gesprochener Sprache und computervermittelter Kommunikation im DaF-Kontext — 115
- 4.6.3 Wie viel Wissen über Sprache-in-Interaktion vertragen DaF-Lehrende? — 122
- 4.6.4 Wie viel Wissen über Sprache-in-Interaktion vertragen DaF-Lernende? — 132

- 5 Die Arbeit mit Gesprächsdaten — 140**
- 5.1 Was sind und wozu brauchen wir authentische Gesprächsdaten? — 142
- 5.2 Datenkorpora des gesprochenen Deutsch — 145
- 5.3 Das Transkriptionssystem — 151

- 6 Von der Theorie zur Empirie: Sprache-in-Interaktion — 156**
- 6.1 Sprache-in-Interaktion und Partikelgebrauch — 158
- 6.1.1 *ja* als Modalpartikel — 159
- 6.1.2 *ja* als Responsiv — 161
- 6.1.3 *ja* als Hörersignal — 174
- 6.1.4 *ja* als Zögerungs- und Planungssignal bzw. als Diskursmarker — 176
- 6.1.5 *ja* als Beendigungssignal — 184
- 6.1.6 *ja* als Vergewisserungssignal — 191
- 6.1.7 *ja* als Teil von Erkenntnisprozessmarkern — 193
- 6.1.8 Zusammenfassung der Ergebnisse — 195
- 6.2 Sprache-in-Interaktion und Einheitenbildung — 200
- 6.2.1 Äußerungserweiterungen — 202
- 6.2.2 Projektionen — 213
- 6.2.3 Fragmente und Zäsurierungen — 220
- 6.2.4 Zusammenfassung der Ergebnisse — 232
- 6.3 Sprache-in-Interaktion und Sequenzmuster/Gattungen — 237
- 6.3.1 Vorschläge annehmen und ablehnen — 237
- 6.3.2 Gesprächseinstieg und Gesprächsausstieg — 248
- 6.3.3 Zusammenfassung der Ergebnisse — 268

7	Ausblick: Sprache-in-Interaktion in unterschiedlichen Anwendungsfeldern — 269
7.1	Sprache-in-Interaktion in computervermittelter Kommunikation — 269
7.1.1	Partikelgebrauch in der computervermittelten Kommunikation — 271
7.1.2	Einheitenbildung in computervermittelter Kommunikation — 277
7.1.3	Sequenzmuster/Gattungen in computervermittelter Kommunikation — 281
7.2	Sprache-in-Interaktion in Referenzgrammatiken — 285
7.2.1	Partikelgebrauch in Referenzgrammatiken — 286
7.2.2	Einheitenbildung in Referenzgrammatiken — 288
7.2.3	Sequenzmuster/Gattungen in Referenzgrammatiken — 291
7.3	Sprache-in-Interaktion und Deutsch-als-Fremdsprache — 292
7.3.1	Partikelgebrauch im DaF-Unterricht — 292
7.3.2	Einheitenbildung im DaF-Unterricht — 296
7.3.3	Sequenzmuster/Gattungen im DaF-Unterricht — 298
8	Fazit — 305
	Literatur — 308
	Anhang: Das vollständige Transkript eines privaten Telefongesprächs — 335
	Sachregister — 352
	Personenregister — 354

1 Einleitung

Die linguistisch, soziologisch und anthropologisch orientierten Forschungsdisziplinen der *Gesprächsanalyse*, *Gesprochene-Sprache-Forschung* und *Interaktionalen Linguistik* haben seit den 1970er Jahren die These von Chomsky widerlegen können, gesprochene Sprache sei im Grunde als eine durch externe Faktoren wie Planungsunsicherheit limitierte Umsetzung der „competence“ aufzufassen.¹ Ausgehend von den Arbeiten der BegründerInnen der amerikanischen *Conversation Analysis* konnte gezeigt werden, dass in alltäglicher sprachlicher Interaktion „order at all points“ (Sacks 1984: 22) herrscht. Die stark soziologisch orientierte *Conversation Analysis* wurde in Deutschland zunächst in geringerem Maße in der Soziologie (z.B. Bergmann 1981) rezipiert und in stärkerem Maße in den Teilbereichen der Linguistik, die ein besonderes Interesse an soziolinguistischen Fragen der Aktivitätskonstitution oder der gemeinsamen Herstellung von Sinn hatten (z.B. Kallmeyer 1981). Im Laufe der Zeit wurde die Konversationsanalyse (v.a. deren stark empiriebasierte Methode) aber auch immer mehr von LinguistInnen aufgegriffen, die sich für die syntaktischen und prosodischen Strukturen im engeren Sinn interessierten, die in (Alltags-)gesprächen verwendet werden. Die konversationsanalytisch motivierten Untersuchungen hatten Erfolg: Innerhalb der linguistischen Fachdiskussion besteht inzwischen kein Zweifel mehr daran, dass gesprochene Sprache im Besonderen und Sprache-in-Interaktion im Allgemeinen hochgradig strukturiert ablaufen. Offen ist lediglich die Frage, ob man als Konsequenz dieser Einsicht eine eigenständige Grammatik interaktionaler Sprache erstellen muss (meist wird diese nicht ganz passend auf eine Grammatik gesprochener Sprache reduziert), oder

¹ Chomsky (1965: 3) sieht beispielsweise für die Sprachverwendung so zentrale Aspekte wie „memory limitations, distractions, shifts of attention and interest [...]“ als „grammatically irrelevant conditions“ an, obwohl Grammatik sich ja gerade aus der Sprachverwendung heraus entwickelt hat und daher auf genau solche Phänomene ausgerichtet ist (vgl. Haspelmath 2002). Etwas später klassifiziert Chomsky (1965: 10) ungeplante gesprochene Sprache als deviante und limitierte Umsetzung der Kompetenz. In ähnlicher Argumentation verteidigt auch Grewendorf (1995: 57) die Verwendung von Sprachintuition als Mittel der Überprüfung von grammatiktheoretischen Thesen, wobei irrelevant sei, ob die intuitiv beurteilten Phänomene auch tatsächlich im Sprachgebrauch vorkommen. Relevant sei nur, dass sie potentiell in der idealisierten Kompetenz vorkommen könnten. Linell (2005: 11) beschreibt diese Auffassung wie folgt: „The popular, common-sense theory of language includes a conception implying that talk and spoken languages are not real language; they are incoherent and incomplete, sometimes even improper, often faulty, impoverished, unclear, impure and illogical, whereas writing and written language are (or can be) really fully fledged language; they are (or should be) proper, correct, clear, logical and coherent.“

ob es weiterhin möglich ist, von *einer* einheitlichen Grammatik der deutschen Sprache auszugehen. Als exemplarisch für die beiden Pole dieser Kontroverse können die Positionen von Fiehler und Eisenberg in dem Sammelband „Beiträge zur Grammatik der gesprochenen Sprache“ von Ágel/Hennig (2007) gewertet werden.

Die Debatte dauert bis heute an, denn sie betrifft zahlreiche ungeklärte Aspekte des genauen Status der Strukturen interaktional verwendeter Sprache:

- Zunächst müssen theoretische und methodische Fragen geklärt werden: Was ist und umfasst die ‚deutsche Sprache‘ überhaupt? Mit welchen Methoden kann sie beschrieben werden? Was sind Komponenten einer validen und viablen Sprachtheorie? Können und sollen wir die Dichotomie zwischen *langue* und *parole* aufrechterhalten – mit anderen Worten, „gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen“ (Krämer/König 2002) oder nicht? Wenn syntaktische Strukturen aus dem interaktionalen Sprachgebrauch heraus entstehen – nach Haspelmath (2002: 270) ist Grammatik „geronnener Diskurs“ –, wie entsteht dann im Laufe der Zeit eine als statisch wahrgenommene *Grammatik des Deutschen*?
- Eine zweite Fragestellung zielt auf die oft nicht besonders klar gezogene Grenze zwischen *Mündlichkeit* und *Schriftlichkeit*: Es ist durchaus möglich, von prototypisch gesprochener und prototypisch geschriebener Sprache auszugehen und dabei mediale und konzeptionelle Konzepte engzuführen, wie Dürscheid (2006b: 24–34) dies tut. Das Problem ist dabei allerdings, dass leicht die Ursachen verdeckt werden, die zu den grammatischen Unterschieden zwischen diesen Prototypen führen. Ein zentraler Unterschied ist nämlich, ob Sprache eher monologisch (entsituert und ohne sequenzielle Struktur) oder eher interaktional (situationsgebunden und sequenziell strukturiert) verwendet wird (vgl. ausführlich hierzu Abschnitt 3). Gerade im Fall von *interaktionaler schriftlicher computervermittelter Kommunikation* wird deutlich, dass diese mit monologischen schriftsprachlichen Konzepten nicht erfasst werden kann.
- Eine dritte Fragestellung betrifft den Aufbau von Grammatiken: Welche Phänomene sind es ‚wert‘, in *Referenzgrammatiken* aufgenommen zu werden? Sollen Grammatiken weiterhin nur schriftsprachlichen, stark monologisch geprägten Standardgebrauch berücksichtigen oder sollen sie auch interaktional geprägte schriftliche und mündliche Sprache beschreiben (vgl. Hennig 2002)? Wie die in der letzten Zeit erschienenen Grammatiken (Zifonun et al. 1997, Weinrich 2005, Duden 2005; 2009) zeigen, geht der Trend deutlich in diese Richtung. Unklar ist aber immer noch: Soll es nur eine Grammatik geben oder besser zwei, nämlich eine Grammatik der monologisch ausgerichteten Schriftsprache und eine der interaktional ausgerich-

teten gesprochenen Sprache?² Wie ist mit Phänomenen umzugehen, die zwar weit verbreitet sind, aber dennoch nicht im gesamten deutschen Sprachraum vorkommen oder nur in bestimmten Situationen – Fiehler (2000: 97–100) spricht von „kommunikativen Praktiken“ – oder von bestimmten Sprechergruppen verwendet werden? Wie kann eine Balance erreicht werden zwischen der Akzeptanz von Sprachwandel einerseits und einer vorschnellen und unkritischen Aufnahme von Phänomenen in den Kanon einer Referenzgrammatik andererseits, die sich dann letzten Endes als kurzlebig oder regional beschränkt herausstellen?

- Der vierte Komplex betrifft anwendungsorientierte Fragestellungen: Der Einblick in die Geordnetheit von Sprache-in-Interaktion hat zunächst zu einem großen Optimismus in Bezug auf die Lehrbarkeit ihrer Strukturen geführt. Die konkrete Umsetzung in der Lehre hinkt dem Wissen über interaktionale Grammatik allerdings hinterher. Am Beispiel des *Deutsch-als-Fremdsprache*-Unterrichts sollen im Rahmen dieser Arbeit daher auch folgende Fragen thematisiert werden: Welches Deutsch soll den Lehrenden, welches den Lernenden vermittelt werden? Ist eine (Über)Betonung monologischer, schriftsprachlicher Kompetenzen zeitgemäß? Ist angesichts der großen Bedeutung interaktionaler Kommunikation im Alltag, am Arbeitsplatz, an der Universität etc. nicht vielmehr die Entwicklung von Kompetenzen in Bezug auf die Beherrschung der deutschen Umgangssprache nötig? Diese Frage stellt sich umso mehr, als durch die computervermittelte Kommunikation DaF-LernerInnen im Ausland ein leichter Zugang zu Chats, Newsgroups, Foren, Blogs etc. zur Verfügung steht, in denen interaktional kommuniziert wird.

Die Arbeit setzt sich zum Ziel, ausgehend vom aktuellen Erkenntnisstand der *Gesprochene-Sprache-Forschung*, *Gesprächsanalyse* und *Interaktionalen Linguistik* über Sprache-in-Interaktion³ der Frage nachzugehen, was an Konzepten und Begriffen benötigt wird, um mündliche und schriftliche Sprache beschreiben zu

2 Ganz zu schweigen von der Frage, ob es eine oder mehrere Grammatiken für den gesamten deutschsprachigen Raum oder jeweils eine bzw. mehrere Grammatiken für – mindestens – den bundesdeutschen, den österreichischen und den Schweizer Raum geben sollte.

3 Der hier verwendete Begriff Sprache-in-Interaktion lehnt sich an den Ausdruck „talk in interaction“ (Sacks/Schegloff/Jefferson 1974: 720) bzw. in späteren Arbeiten „talk-in-interaction“ (z.B. Schegloff 1986, 1990, 1993, Psathas 1995) an. Während sich „talk-in-interaction“ jedoch explizit auf gesprochene Sprache bezieht, soll mit „Sprache-in-Interaktion“ ein weiteres Feld von Sprachverwendung in interaktionalen Kontexten abgesteckt werden (Details dazu finden sich in den Abschnitten 3.3 und 4).

können, die für interaktionale Zwecke verwendet wird. Um diese Frage zu beantworten, muss über die notwendigen Terminologien, Methoden und Theorien ebenso wie über das Gebiet der Setzung und Definition sprachlicher Normen nachgedacht werden. In einem weiteren Abschnitt soll zudem diskutiert werden, welchen Stellenwert Sprache-in-Interaktion im Kontext des Fremdsprachenunterrichts haben kann.

Die Arbeit ist dementsprechend wie folgt aufgebaut: Zunächst wird zu erläutern sein, weshalb es sinnvoll ist, die Strukturen von Sprache-in-Interaktion zu thematisieren. Eine Reihe von Gründen spielt dabei eine Rolle: Die verstärkte Aufnahme von typisch gesprochen sprachlichen Phänomenen in Grammatiken des Deutschen, die Annahme einer neuen Sprachperiode seit der Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts (vgl. Bär 2000; Elspaß 2008), die Ausgleichsprozesse zwischen Dialekten und ‚Standard‘ und nicht zuletzt die Entwicklung der computervermittelten Kommunikation mit einhergehender Lockerung („Informalisierung“ nach Linke 2000) der Kommunikationsnormen sind dabei hauptsächlich zu nennen.

In einem zweiten Schritt soll geklärt werden, welche Beschreibungskonzepte (*Kommunikation, Diskurs, Dialog, Interaktion*) in der Linguistik zur Verfügung stehen und welche Vor- und Nachteile diese haben. Daran anschließend wird der Stand der Forschung zur gesprochenen Sprache bzw. zu Sprache-in-Interaktion beschrieben. Hier werden Ansätze wie die *Interaktionale Linguistik*, die *Gesprächsanalyse* oder die *Angewandte Gesprächsforschung* mit ihren Implikationen für die Konzeptualisierung von Sprachwissen generell und Grammatikwissen im Besonderen vorgestellt.

Im dritten Teil sollen unterschiedliche Anwendungsfelder auf ihre Bezüge zu Sprache-in-Interaktion untersucht werden. Zunächst werden die Auswirkungen der computervermittelten Kommunikation auf die heutige Wahrnehmung von Sprachnormen und sprachlichen Strukturen aufgezeigt und daran anschließend wird gefragt, inwieweit Grammatik-in-Interaktion und Normvorstellungen (wie sie zum Beispiel vielen Referenzgrammatiken zu Grunde liegen) überhaupt zusammenpassen. Desweiteren werden die Anforderungen, Rahmenbedingungen und Möglichkeiten der Umsetzung der linguistischen Forschungsergebnisse im Rahmen des DaF-Unterrichts diskutiert. Dabei ist zunächst auf die im *Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen* postulierten Ziele kritisch einzugehen, danach werden Lehrbuchdialoge mit aktuellen Arbeiten zur Vermittlung von dialogischen Strukturen im DaF-Kontext kontrastiert und zum Schluss die Frage behandelt, wie viel Grammatik DaF-Lehrende und Lernende ‚vertragen‘ bzw. benötigen.

Im letzten Abschnitt des theoretischen Teils der Arbeit geht es darum, aus linguistischer Perspektive darzulegen, was es heißt, mit authentischen Daten zu

arbeiten: Welche Korpora kommen in Frage? Was heißt Authentizität? Wie verschriftet man Gesprächsdaten?

Dem theoretischen Teil der Arbeit folgt ein empirischer Teil. Dessen Kern besteht in einer exemplarischen Analyse dreier ausgewählter Bereiche, die unter dem Blickwinkel der Entwicklung einer Grammatik-in-Interaktion behandelt werden. Bei den Bereichen handelt es sich um den *Partikelgebrauch* (exemplarisch an der Partikel *ja* gezeigt), die Frage, welche *grammatischen Grundeinheiten* für Sprache-in-Interaktion zentral sind und wie diese Einheiten bestimmt werden können und die Darstellung der wechselseitigen Bedingtheit grammatischer Einheiten mit *größeren Mustern wie Sequenzen und kommunikativen Gattungen*.

Im Anschluss soll gezeigt werden, wie unter einer anwendungsorientierten Perspektive mit diesen Strukturen in Bezug auf die Beschreibung computervermittelter Kommunikation, die Darstellung in Referenzgrammatiken und die Vermittlung im Deutsch-als-Fremdsprache-Unterricht umgegangen werden kann.

Mit ihrem Ziel, die Relevanz des Reflexionswissens über syntaktische Strukturen von Sprache-in-Interaktion aufzuzeigen, sieht sich die Arbeit im weiten Sinne auch als Beitrag zur Vermittlung linguistischer Forschungsergebnisse in Bereiche der angewandten Linguistik und beabsichtigt, Lücken zu schließen in Bezug auf den Kenntnisstand über die Struktur und Funktionsweise von Sprache-in-Interaktion.

2 Die deutsche Gegenwartssprache im Kontext aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen

Aus dem Blickwinkel einer „sprachhistorischen Standortbestimmung“ (Bär 2000: 9) dessen, was das heutige Deutsch ausmacht, stellt sich seit einigen Jahren nicht mehr so sehr die Frage, *ob* man für das heutige Deutsch eine neue Sprachstufe annehmen sollte, sondern vielmehr *wie* diese Sprachstufe zu benennen ist. So sieht Elspaß (2008: 6) genügend „Argumente für eine fünfte Sprachperiode in der Sprachgeschichte des Deutschen ab ca. 1950“ und Bär (2000) diskutiert Begriffe wie „Gegenwartssprache“, „Nachneuhochdeutsch“, „Postneuhochdeutsch“ oder „Spätneuhochdeutsch“ als mögliche – jedoch von ihm als eher unpassend bezeichnete – Begriffe, um das Deutsch der letzten sechzig Jahre zu benennen. Bär schlägt stattdessen den – allerdings mindestens ebenso fragwürdigen – Begriff „E-Hochdeutsch“ vor, der seiner Meinung nach den Vorteil hat, dass das darin enthaltene *E* auf die zentralen Faktoren verweist, die einen Einfluss auf die Ausbildung des heutigen Deutsch haben und hatten: *Egalisierung*, *Emanzipation* und *Engagement* als soziale Faktoren, die *Elektronischen Medien* als technische Faktoren, das *Englische* als sprachlicher Veränderungsfaktor für die deutsche Sprache und die *Europäische Einigung* als politisch-sozialer Faktor. Wie man an dieser Auflistung sehen kann, handelt es sich primär um außersprachliche Veränderungen, die nach Bär für den Sprachwandel verantwortlich sind. Dazu gehören vier große Bereiche, von denen zwei – die Globalisierung (v.a. der Einfluss des Englischen) und die Europäische Einigung – für die vorliegende Untersuchung weniger relevant sind, da sie eher Aspekte der Wortbildung und des Wortschatzes generell betreffen (Anglizismen wie *cool* oder *Notebook*, Kurzwortbildungen wie *EWG* oder *EU* oder neue Fachbegriffe wie der *Gemeinsame Europäische Referenzrahmen*).

Hoch relevant für die Herausbildung neuer syntaktischer Strukturen sind dagegen die Bereiche der gesellschaftlichen Veränderungen und der Entwicklung neuer Medien. In Bezug auf die gesellschaftlichen Veränderungen stellt Bär (2000: 13) fest, dass „sich die gesellschaftliche Entwicklung in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts“ mit drei Schlagwörtern beschreiben lässt: „Egalisierung, Engagement und Emanzipation.“ Darunter wird der Abbau von hierarchischen Strukturen, die Lockerung von Anredekonventionen, verstärktes Duzen und eine erhöhte Beteiligung der breiten Bevölkerung am gesellschaftlichen Leben verstanden, die früher vor allem über Vereine oder Bürgerinitiativen gewährleistet wurde, heute aber eher über Beteiligungsformate im Fernsehen

und Rundfunk und die aktive Gestaltung von Inhalten (Foren, Blogs, Homepages, soziale Netzwerkseiten etc.) im Internet verläuft.¹ Diese Prozesse wirken massiv auf die Sprachverwendung ein: „Auch in der Sprache spiegeln sich die Veränderungen im sozialen Gefüge. Nicht mehr eine bestimmte, einer sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialen Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schreibens wird für die beste gehalten“ (Bär 2000: 13). Dadurch, dass SprecherInnen und SchreiberInnen unterschiedlichster sozialer und regionaler Herkunft mittlerweile ihre Sprachprodukte öffentlich machen, entsteht eine anerkannte Ausgleichsform, die mit dem Begriff *Umgangsdeutsch* (parallel zu der Varietät, die beispielsweise in Großbritannien als *colloquial English* bekannt ist) bezeichnet werden kann. Dieses Umgangsdeutsch enthält viele syntaktische Strukturen, die heute als unmarkiert gelten, die aber früher als für öffentliches Reden ungeeignet klassifiziert wurden.² Von Polenz (1999) verweist explizit auf die wichtige Rolle der Massenbeteiligung von SprecherInnen an der Konstitution dessen, was man als *die deutsche Sprache* bezeichnet: Über die Medien wird das Sprechen (und Schreiben) der Gesellschaftsmitglieder untereinander im großen Stil wahrnehmbar (inzwischen gilt das durch den Computer auch für schriftliche und nicht nur für mündliche Kommunikation), so dass die Medien dadurch als starker Motor des Sprachwandels fungieren:

Seitdem durch auditive Massenmedien und Demokratisierung öffentliches Reden nicht mehr auf eine schreib- und bildungssprachliche Elite beschränkt ist, wird zunehmend deutlich, dass von der traditionellen Schreib- und Schulnorm diskriminierte Satzbaumuster, die sich großenteils bereits im älteren Deutsch nachweisen lassen, im öffentlichen Reden meist ohne soziale Unterschiede verwendet werden. (von Polenz 1999: 358)

1 Linke (2000) sieht eine ähnlich gelagerte Entwicklung, die sie unter die Begriffe „Informalisierung“, „Ent-Distanzierung“ und „Familiarisierung“ fasst und exemplarisch an der Veränderung von Gruß- und Abschiedsfloskeln aufzeigt: Wo noch vor einigen Jahrzehnten „Guten Tag“ und „Auf Wiedersehen“ erwartet wurde, wirken diese Floskeln heute steif und zu formell und haben den informelleren, Distanz reduzierenden Floskeln „Hallo“, „Ciao“ und „Tschüß“ Platz gemacht. Zu umfassenderen Vorschlägen einer Verbindung von sprach- und kulturwissenschaftlichen Ansätzen vgl. auch den von Günthner/Linke (2006) herausgegebenen Sammelband „Linguistik und Kulturanalyse“.

2 Diese Sichtweise deckt sich mit dem neu entstandenen Interesse an der Sprache und Sprachverwendung *aller* SprecherInnen statt nur einer kleinen Bildungs- oder Machtelite: „Eine alternative Beschau der Sprachgeschichte kann sich nicht mit so genannten ‚inner-sprachlichen‘ Faktoren, der Entwicklung der Schriftsprache und der Sprache herausgehobener Persönlichkeiten der Geschichte begnügen, sondern hat die Sprache der gesamten Sprachbevölkerung des Deutschen – auch deren gesprochene Sprache – sowie soziopragmatische Aspekte der Sprachentwicklung zu berücksichtigen.“ (Elspaß 2008: 3)

In diesem Zitat klingt bereits an, was bei Bär als zweite für den aktuellen, besonders auch die Syntax betreffenden, Sprachwandel verantwortliche Komponente genannt wird: Die Kommunikation in den Massenmedien. Dabei spielt die „elektronische Kommunikation mittels der so genannten neuen Medien [...] eine wichtige Rolle für die deutsche Gegenwartssprache und voraussichtlich ihre zukünftige Entwicklung“ (Bär 2000: 16). Bär geht in diesem Zusammenhang primär auf die Kommunikation in den ‚alten neuen‘ Medien ein, d.h. Fernsehen und Radio,³ auch wenn – wie weiter unten gezeigt wird – die computervermittelte Kommunikation inzwischen einen mindestens ebenso großen, wenn nicht noch größeren Einfluss auf den Sprachwandel bzw. Sprachnormenwandel hat. Bei Bär sind die Medien Fernsehen und Radio deswegen so zentrale Faktoren für sprachliche Veränderung, weil sie durch die Erweiterung der Teilhabe an öffentlicher Kommunikation von ‚normalen‘ DurchschnittssprecherInnen maßgeblich zur Egalisierung beigetragen haben:

Besonders hervorzuheben ist die Textsorte der Talkshow, weil hier – insbesondere im Zeitalter des Privatfernsehens – nicht nur wenige, unter Aspekten der Sprachkompetenz elitäre Personen zu Wort kommen, sondern ein breiter Querschnitt der Bevölkerung, der für eine ebenso große Bandbreite der deutschen Gegenwartssprache steht. Dadurch werden der Sprachgemeinschaft auch Varietäten als ‚medienwürdig‘ präsentiert, die nicht oder nur bedingt zur Standardsprache zu rechnen sind, was wiederum Rückwirkungen auch auf bestimmte schriftsprachliche Textsorten hat, z.B. in der Pressesprache. (Bär 2000: 15)

Das Ergebnis der Beteiligung breiter Sprecherschichten an einer impliziten – allein durch ihre Präsenz in öffentlichen Medien bedingten – Setzung von sprachlichen Normen ist eine Veränderung der Sprachverwendung auf verschiedenen Ebenen. Es verändern sich, wenn auch nur langsam, Schreibnormen in bestimmten, eher informelleren Textsorten, und es findet in der zweiten Hälfte des 20. Jh. „teilweise eine Annäherung an Satzbauformen spontan gesprochener Sprache statt“ (von Polenz 1999: 535). Dies geschieht primär in informellen Schreibprodukten wie beispielsweise Fanzines (vgl. Androutsopoulos 2007) und in weniger starkem Maße in den Bereichen der Zeitungssprache, die von einem geringeren Formalitätsgrad geprägt sind, wie der Sportberichterstattung oder dem Feuilleton (vgl. Betz 2006). Schwitalla/Betz (2006: 389) zitieren

³ Den hohen Stellenwert des Mediums „Fernsehen“ betont auch von Polenz (1999: 516): „In Bezug auf das Verhältnis zwischen schriftlicher und mündlicher Sprache bedeutet das Fernsehen, noch stärker als der Kinofilm, eine Rückkehr zur mündlichen öffentlichen Kommunikation, nach Jahrhunderten der Geltungsdominanz der Schriftlichkeit von Briefen, Büchern, Zeitungen, Zeitschriften, Plakaten und Akten.“

beispielsweise den Satz „Naja, halt so ein Einfall“, den ein Theaterkritiker in einer Rezension im FAZ-Feuilleton als Resümee verwendet hatte und sehen dies als ein Anzeichen für einen „verstärkten Trend zu mehr Mündlichkeit und Informalität“, von dem „auch andere Medien und Textsorten in der Öffentlichkeit, in Institutionen und in der privaten Kommunikation“ betroffen seien (zu beobachten ist dies im wissenschaftlichen Betrieb beispielsweise in der Lockerung der Kommunikationsnormen in E-Mails). Allerdings habe es diesen Trend zu informeller Sprachverwendung sowie zu einer Aufwertung der Mündlichkeit (gemeint ist hier eine „konzeptionelle Mündlichkeit“ im Sinne von Koch/Oesterreicher 1985) bereits „im ganzen 20. Jahrhundert“ gegeben. Dennoch kann man seit dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts eine Beschleunigung dieser Tendenzen beobachten, die von Polenz (1999: 341) primär dem Fernsehen (und, in geringerem Maße, dem Hörfunk) zuschreibt:⁴

Seit den 1970er Jahren kam die allgemeine umgangssprachliche und emotionale Auflockerung des Infotainment-Sprechstils hinzu [...]. Vor allem wird heute durch Hörfunk und Fernsehen ein überregionaler Substandard verbreitet, der eine zunehmend beliebte und zugelassene Alternative zu den traditionellen schreibsprachlichen und bildungsbürgerlichen Hochnormen darstellt.

In dem Zitat wird deutlich, dass neben der rein syntaktischen, strukturellen Annäherung von gesprochener und geschriebener Sprache auch die Veränderungen in Bezug auf den in bestimmten Situationen jeweils erwarteten Formalitätsgrad und die dort möglichen Stilebenen zu beachten sind sowie die Relation von unterschiedlichen Varietäten (Dialekten, Soziolekten) zu einer (hypothetischen) Standardvarietät. Die Veränderungsprozesse betreffen also mehrere Bereiche, es findet „ein Ausgleich zwischen Varietäten und Standardsprache, ein Ausgleich zwischen gesprochener Sprache und geschriebener Sprache und ein Ausgleich der Stilebenen“ (Bär 2000: 22) statt.

Diesen Entwicklungen standen und stehen Gruppen präskriptiv orientierter Sprecher- und SchreiberInnen meist skeptisch bis ablehnend gegenüber, da Sprachveränderung traditionell eher mit Skepsis betrachtet wird (vor allem dann, wenn sie „von unten“ kommt; vgl. Bourdieu 1990). Es finden sich aber selbst auch bei SprachwissenschaftlerInnen, die einem konkreten Phänomen,

⁴ Diese Aspekte der „Personalisierung“ und „Emotionalisierung“ (Klemm 1996), wie sie beispielsweise in Fernsehsendungen beobachtet werden können, betreffen als soziologische Prozesse natürlich nicht nur die Sprache, sondern alles soziale Handeln in der Gesellschaft (vgl. exemplarisch hierzu den Sammelband zu „Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Fernsehen“ von Biere/Hoberg 1996).

das sie untersuchen, neutral begegnen, häufig Begriffe wie „Krise“ und „Verlust“, wie ein Zitat von Gobber (2004: 244) illustriert:

Im heutigen Deutsch ist das Flexionssystem in eine ‚Krise‘ geraten, die viele Forscher auf die immer stärkere Tendenz des Systems zum analytischen Aufbau zurückführen. Dabei kann aber nicht übersehen werden, dass viele Entwicklungstendenzen für Mundarten und regionale Umgangssprachen schon typisch waren und in die Standardsprache eingedrungen sind, nachdem die Grenze zwischen der Standardsprache und den Dialekten porös geworden ist.

Auch wenn das Wort „Krise“ in Anführungszeichen gesetzt ist, verweist es doch auf die Wertung des Sprachwandels als etwas potentiell Problematisches. Mit den Stichwörtern der „regionalen Umgangssprachen“ und der Aufweichung der Grenzen zwischen Dialekten, Umgangssprachen und Standardsprache sind zwei zentrale Aspekte genannt, die für eine neue Sprachepoche namens *Gegenwartsdeutsch* verantwortlich sind. Die Ursprünge dieser Entwicklung sind ebenfalls wieder zu Beginn des 20. Jahrhunderts zu suchen: „Überregionaler Militärdienst“, „Zeitungslesen“ und „Rundfunkhören“ sind nach von Polenz (1999: 457) die Ursachen für einen sich immer mehr verstärkenden „Standardsprachkontakt aller Bevölkerungsschichten“, der „seit der Jahrhundertmitte teilweise zum Dialektverlust“ führte.⁵ Wieder ist hier von einem „Verlust“ die Rede – allerdings bei gleichzeitiger implizierter Zunahme des Standards. Die Schlussfolgerung, dass durch den Dialektabbau der Standard zunimmt, kann jedoch nicht gezogen werden, wie Spiekermann (2004) zeigt. Das, was von Polenz als „Dialektverlust“ bezeichnet, geht einher mit einer parallelen Veränderung der Standardsprache. Spiekermann (2004: 109) spricht daher auch von zwei Prozessen, bei denen es sich „einerseits um einen Abbau dialektaler Formen (Dialektabbau) und andererseits um eine zunehmende Abkehr von standardsprachlichen Normen (Standardabbau)“⁶ handelt. Das heißt also – um dem negativ konnotierten Befund „Dialektmerkmale gehen im gesprochenen Standard zurück“ (Spiekermann 2004: 109) eine positive Bewegung entgegenzustellen –, dass

5 Vgl. hierzu auch Macha (1991: 219), der in seiner Untersuchung der Sprache rheinischer Handwerksmeister feststellen konnte, dass eine „Flexibilität im Umgang mit Sprachvarietäten“ entstanden ist, die „im Gefolge jüngster gesellschaftlich-historischer Veränderungen (Bevölkerungsdurchmischung seit dem 2. Weltkrieg; regionale Mobilität in Richtung Köln-Bonn und vice versa etc.)“ dazu geführt hat, dass das Rheinland zu einer „sprachlich sehr gemischten Welt“ geworden ist.

6 Zum gleichen Thema auch Ziegler (1997; 2000) und, mit einem Schwerpunkt auf die „Umstandardisierung“ der Standardvarietäten, Mattheier (1997: 6).

gleichzeitig „(noch) nicht-standardsprachliche, nicht-regionale Merkmale“ zunehmen.

Diese Entwicklungen sind nicht nur für die Innenwahrnehmung aus der Perspektive der muttersprachlichen DeutschsprecherInnen von Bedeutung, weitaus relevanter sind sie auch für die Entwicklung neuer Konzepte der Vermittlung der deutschen Sprache an DaF-LernerInnen. Wo noch vor 50 Jahren eine relativ klare ‚Arbeitsteilung‘ zwischen Standardsprache und Dialekt vorherrschte, die es ermöglichte, zu argumentieren, dass z.B. den DaF-LernerInnen mit der schriftorientierten Standardsprache eine Varietät zur Verfügung stünde, die in allen – außer extrem nächsprachlichen (Familie, Dorfgemeinschaften) – Kontexten funktioniert, hat sich heute die Umgangssprache auf viele vormals distanzsprachliche Bereiche – und, seit dem Aufkommen der computervermittelten Kommunikation, sogar auf öffentliche schriftliche Kommunikation – ausgedehnt und dabei zugleich auch die Dialekte zurückgedrängt. Der (didaktische) ‚Nachteil‘ dieser Entwicklung besteht darin, dass nun mindestens zwei ‚Standard‘-Varianten, ein monologisch orientierter und ein interaktional orientierter Standard, gelehrt werden müssen.⁷ Der ‚Vorteil‘ liegt auf der anderen Seite aber darin, dass die Barriere zwischen der Umgangssprache (bzw. den Umgangssprachen) und den Dialekten heute weniger hoch ist:

Die heutige Dialektalität ist nicht mehr diejenige von 1950 (auch in Bayern nicht!), die Umgangssprachlichkeit hat eine eminente quantitative Erweiterung erfahren und die Vorbildlichkeit einer überall in Deutschland verbindlichen Standardsprachlichkeit als übergeordneter Zielnorm des Sprechens ist um Einiges herabgestuft worden. (Macha 2006: 151)

Wie bereits erwähnt, betrifft der Sprachgebrauchswandel allerdings nicht nur die „Zielnorm des Sprechens“, sondern auch die des Schreibens. Parallel zur Umgangssprache bzw. Alltagssprache entsteht eine Umgangs- oder Alltags-schriftlichkeit, die zwar durchaus Ähnlichkeiten mit der Art der Sprachverwendung hat, die Elspaß (2005) bereits für Auswandererbriefe „kleiner Leute“ im 19. Jahrhundert festgestellt hat, die aber dadurch, dass sie nun nicht mehr nur für einen extrem engen Adressatenkreis (Freunde, Familie) in einem nächsprachlichen Kontext bestimmt ist, sondern je nach Kommunikationsform in der Öffentlichkeit deutlich wahrnehmbar ist,⁸ eine völlig neue Qualität in Bezug auf

⁷ Die Menge der zu lehrenden ‚Standards‘ weitet sich allerdings aus, wenn man textsorten- und gattungstypische Besonderheiten mit erfassen möchte.

⁸ Insofern ist es beispielsweise weniger verwunderlich und entsprechend weniger wirkungsvoll in Bezug auf den Sprachwandel, dass nicht-öffentliche SMS typischerweise „fast durchweg mündlich konzipiert“ sind. Moraldo (2004: 259) gibt folgende Erklärung für die Präferenz von

den Sprachwandel bzw. Sprachnormenwandel hat. Bereits 1997 stellte Pansegrau fest, dass „sich in E-Mails eine neue Form von Dialogizität und sprachlicher Kreativität (konstituiert), die sich an mündlichen Kommunikationssituationen zu orientieren scheint“ (Pansegrau 1997: 22). Diese Entwicklung hat sich, wie von Pansegrau prognostiziert, in den letzten Jahren fortgesetzt und gilt nicht mehr nur für rein private Kommunikationsformen, sondern auch für (semi)öffentliche Kommunikation über Homepages, Foren, geschäftliche E-Mails u.a. Das Resultat ist das langsame Entstehen einer „neuen Schriftlichkeit“ (Androutsopoulos 2007), die – parallel zu den bereits teilweise vollzogenen Normveränderungen in der gesprochenen Sprache – auch zu Normveränderungen in der geschriebenen Sprache führen wird:

Die Neuen Medien eröffnen Möglichkeiten schriftbasierter Kommunikation, die zu einer (vermutlich nachhaltigen) Transformation von Schriftlichkeitsnormen führen. Insbesondere in der privat-außerinstitutionellen, durch Beziehungszentriertheit und Flüchtigkeit geprägten schriftbasierten Interaktion sind Schreibstile zu verorten, die sowohl von konzeptioneller Mündlichkeit als auch von der Exploration der Visualität der Schrift gekennzeichnet sind. [...] Es spricht einiges dafür, dass spezifische Tendenzen mündlicher Schreibung, beispielsweise Reduktionen und Klitisierungen, mittelfristig das bisherige normative Inventar von Umgangsschreibungen anreichern werden. (Androutsopoulos 2007: 94–95)

Die gesellschaftlichen und technischen Veränderungen der letzten fünfzig bis sechzig Jahre haben zu tiefgreifenden Auswirkungen einerseits auf die Sprachstruktur selbst (das allerdings in geringerem Maße) und andererseits auf die Wahrnehmung der Angemessenheit sprachlicher Mittel (dies in weitaus größerem Maße) geführt.

Was sich vor allem geändert hat, ist die Bewertung gesprochener Sprache, die sich besonders deutlich in den Grammatiken des Deutschen, wie z.B. in den

mündlicher Konzeption in SMS: „Informalität der situativen Rahmenbedingungen, kolloquialer Kommunikationsstil, Gesprächsthemen, bei denen ungezwungen, formlos und spontan über meist belangloses Zeug ‚getextet‘ wird, jugendspezifische Begrüßungs- und Abschiedssequenzen, fragmentarische Äußerungen, dialektale Einflüsse, expressive Markierung von Emotionalität fokussieren Parameter mündlicher Sprachgebrauchsstrukturen, die kommunikative Nähe und Intimität der SMS-User ausdrücken.“ Was dagegen weitaus relevanter für den Sprachwandel ist, ist die Tatsache, dass auch in Foren und Newsgroups, Blogs (ausführlich zu den Eigenschaften dieser Kommunikationsform Moraldo 2007), privaten Homepages, online Fanzines und virtuellen Kommentarseiten und Gästebüchern eine konzeptionell mündliche Sprache vorherrscht, denn diese sind nicht nur für jeden sichtbar, der einen Internetzugang hat, sie werden oft auch über Jahre und Jahrzehnte archiviert und haben damit eine Lebensdauer, die die vieler traditioneller Schriftprodukte wie ‚offline‘ Zeitungen und Zeitschriften bei weitem übersteigt.

letzten beiden Auflagen der Duden-Grammatik (2005; 2009) zeigt. Zunehmend wird gesprochener Sprache (bzw. generell interaktionaler Sprache) mit einer akzeptierenden anstatt einer diskriminierenden Einstellung begegnet. Parallel dazu ist eine Normdebatte in der Linguistik und Sprachdidaktik aufgekommen, die mit den veränderten Auswahlmöglichkeiten der sprachlichen Mittel einhergeht, die in bestimmten Situationen als angemessen gelten (Denkler et al. 2007; Günthner/Imo/Meer/Schneider 2012). Von Polenz fasst den durch die linguistische Forschung ausgelösten Einstellungswandel in Bezug auf die bis in die zweite Hälfte des 20. Jhd. verbreitete Einstellung, dass nur der „ganze Satz“ grammatikalisch korrekt sei, pointiert zusammen: „Seitdem sich die Germanisten auch auf die Erforschung gesprochener Sprache eingelassen haben, ist deutlich geworden, dass der vollständige Verbalsatz nicht die einzige Satzbauform ist, von der man alle anderen Formen als ‚fehlerhaft‘ ableiten könnte.“ (von Polenz 1999: 359) Was sich zunächst als Einsicht innerhalb der linguistischen Fachdisziplin durchsetzte, beginnt sich seit den 90er Jahren auch in den Grammatiken niederzuschlagen. Eine der ersten Grammatiken, die systematisch die gesprochene Sprache berücksichtigte, war die von Zifonun et al. (1997) herausgegebene Grammatik der deutschen Sprache („IDS-Grammatik“). Seitdem sind die „Textgrammatik des Deutschen“ von Weinrich (2005), die einen ausschließlich der gesprochenen Sprache gewidmeten Abschnitt zur „Syntax des Dialogs“ beinhaltet (der immerhin fast einhundert Seiten umfasst), und seit 2005 die Duden-Grammatik mit dem von Reinhard Fiehler verfassten Kapitel zur gesprochenen Sprache hinzugekommen. Neben den eben erwähnten Grammatiken, die mehr oder weniger umfassend auf die gesprochene Sprache eingehen, finden sich aber inzwischen in fast allen Grammatiken immer wieder Verweise auf typisch mündliche Strukturen:

Die Tatsache, dass die einschlägigen Grammatiken Angaben zum gesprochenen Deutsch machen, zeigt, dass das Interesse an Informationen zum gesprochenen Deutsch in den 90er Jahren gewachsen ist – eine Berücksichtigung gesprochener Sprache ist inzwischen obligatorisch in der Grammatikschreibung. ‚Wie hältst du’s mit der gesprochenen Sprache?‘ dürfte zur Gretchenfrage für Grammatikautoren werden. Dies ist sicherlich dadurch zu begründen, dass sich das Normverständnis in den letzten Jahrzehnten geändert hat – die Tendenz geht eindeutig in Richtung des von Eisenberg einfühlsam beschriebenen offeneren Normverständnisses, das eine Negativbeurteilung der gesprochenen Sprache auf Grundlage der schriftsprachlichen Normen immer mehr ausschließt. (Hennig 2002: 314)

Wie stark die Grammatikschreibung von den Forschungsergebnissen der Linguistik abhängig ist, zeigt der Fall von „weil mit Verbzweitstellung“, also von Sätzen wie „warum kauft ihr denn keine größeren müsli-päckchen↓ *weil* die reichen doch nirgends hin“ oder „ich will das geld nicht weil was soll ich da-

mit“ (in der Duden Grammatik 2005: 1219 werden diese aus Günthner 1993 entnommenen Beispiele als Belege angeführt). Heute kann es sich kaum noch eine Grammatik erlauben, dieses Phänomen, zu dem inzwischen zahlreiche Untersuchungen vorliegen – Kilian (2006: 79) spricht von der „mittlerweile berühmt-berüchtigte[n] Zweitstellung des Finitums im untergeordneten Nebensatz“ –, nicht mindestens in einer Fußnote zu erwähnen.

Die Tatsache, dass die Gesprochene-Sprache-Forschung bislang einige Phänomene ausgiebig und umfassend, andere jedoch nur in Ansätzen beschrieben hat, führt zu einer Schiefelage der Repräsentation gesprochensprachlicher Syntax in den Grammatiken. Im Moment sieht der Ablauf in Bezug auf die Grammatikschreibung so aus, dass immer dann, wenn ein Phänomen in der Fachwissenschaft etabliert ist, es zunächst als Fußnote, später dann als eigener Eintrag aufgenommen wird (vgl. Günthner 2005c). Die Vergleichsfolie „Standard“ bildet dabei aber immer noch die konzeptionell geschriebene Sprache, zu der ungleich mehr Untersuchungen vorliegen: „Medial gesehen steht die Standardsprachnorm eher für die geschriebene Sprache, während die gesprochene Sprache eigene, teilweise abweichende Regularitäten aufweist, welche aber (v.a. im Kernbereich der Grammatik) noch kaum systematisch beschrieben sind.“ (Busse 2006: 322) Angesichts der Tatsache, dass die Erforschung der Strukturen interaktionaler Sprache inzwischen zu einem anerkannten Forschungsbereich geworden ist und zunehmend Datenbanken und Archive entstehen, die einerseits medial mündliches Deutsch (Interviews, Alltagsgespräche, Radio Anrufsendungen, Talkshows etc.) und andererseits konzeptionell mündliches, aber medial schriftliches Deutsch (Chat-Kommunikation, SMS-Kommunikation etc.) speichern,⁹ ist es hoffentlich nur eine Frage der Zeit, bis sich der Wissensstand über (konzeptionell) gesprochene Sprache trotz deren größerer Heterogenität dem über (konzeptionell) geschriebene Sprache annähern wird. Dann wird möglicherweise auch die Frage beantwortet werden können, welche neuen Begriffe und Konzepte notwendig sind, um interaktionale Sprache zu beschreiben und welche Konzepte aus der traditionellen Grammatikschreibung übernommen werden können (vgl. Abschnitt 3).

In einem zweiten Schritt hat die Aufnahme der Strukturen interaktionaler Sprache in Grammatiken eine grundlegende Wirkung auf das Normverständnis, d.h. also auf den Bereich der (tendenziell präskriptiv orientierten) Didaktik. Schon seit 2005 sieht sich die Dudengrammatik trotz des im Vergleich zum Gesamtumfang schmalen Kapitels zur gesprochenen Sprache als Instanz, die „zur Klärung von Normunsicherheiten herangezogen werden [kann], die sich aus der

⁹ Mehr dazu in Abschnitt 5.

Differenz zwischen geschriebener und gesprochener Sprache ergeben“ (Duden 2005: 5).

An genau dieser Stelle setzt nun auch die vorliegende Arbeit mit dem Ziel an, Erkenntnisse über den Aufbau interaktionaler Sprache zusammenzuführen und auf diese Weise zu zeigen, dass ein Umdenken von einer Defiziteinstellung (interaktionale Sprache ist defizitäre monologische Sprache) zu einer Differenzeinstellung (interaktionale und monologische Sprache teilen viele Merkmale, haben aber je eigene, den unterschiedlichen Verwendungsweisen geschuldete syntaktische Strukturen) notwendig ist. Typischerweise verläuft die Aufnahme neuer Erkenntnisse aus der Fachwissenschaft der Linguistik in nicht-fachwissenschaftliche Bereiche folgendermaßen ab:

1. Zunächst wird durch die linguistische Forschung ein Phänomen beschrieben und avanciert dort zum (mehr oder weniger unstrittigen) Wissensbestand.
2. In einem zweiten Schritt greifen GrammatikautorInnen das Phänomen auf, das meist zunächst zögerlich (in Fußnoten, oft als „dialektal“, „regional“ oder „umgangssprachlich“ bezeichnet) in den Grammatiken Erwähnung findet, dann vollständig in die Grammatik integriert und somit kodifiziert wird.
3. Im dritten Schritt wird das Phänomen für diejenigen, die mit Sprache arbeiten, zu einem Gegenstand, mit dem man sich befassen *muss*. Diese Gruppe umfasst naturgemäß in großem Umfang Lehrende des Deutschen (ganz gleich ob im Mutter- Fremd- oder Zweitsprachkontext).

Im Bereich der interaktionalen Sprache – bislang primär beschränkt auf interaktionale *gesprochene* Sprache – ist dieser Dreischritt allerdings selbst für MuttersprachlerInnen nicht ganz einfach nachzuvollziehen, ganz zu schweigen von Lehrenden, die Deutsch nicht als Muttersprache erworben haben. Das liegt daran, dass interaktionale gesprochene Sprache als scheinbar natürliches und unproblematisches Phänomen zumeist nicht thematisiert wird und somit paradoxerweise, obwohl sie die häufigste Form der Sprachverwendung darstellt, den SprecherInnen fremd ist,¹⁰ und zwar deutlich fremder als die Schriftsprache, die stets bewusst erlernt werden muss.¹¹ Es ist daher nicht damit getan,

10 Dieses Fremdheitsgefühl stellt sich beispielsweise bei Studierenden ein, die das erste Mal in einem Seminar transkribieren und dabei ausschließlich auf die sprachliche Struktur, nicht den Inhalt der Äußerungen achten sollen.

11 Insofern kann die Grunddefinition, die Hernig (2005: 15) für den Begriff der „Fremdsprache“ gibt, durchaus auch für Bereiche der Muttersprache angewandt werden: „Fremd‘ bedeutet zunächst einmal soviel wie unbekannt, fern und damit außerhalb der unmittelbaren Erfah-

sich lediglich blind auf die – notwendigerweise immer sowohl im Umfang beschränkten als auch hinter der sprachlichen Entwicklung zurückbleibenden – Einträge in den Grammatiken zu verlassen. Vielmehr werden Grundkenntnisse über den Aufbau von Sprache-in-Interaktion benötigt, auf deren Basis dann schnell bislang unerforschte, unerkannte oder auch sich gerade erst im Zuge des aktuellen Sprachwandels entwickelnde Konstruktionen erkannt und verstanden werden können – etwa indem Konzepte wie die *Projektion* und *Retraktion* den Blick schärfen für typische Strukturen interaktionaler Sprache wie Diskursmarker, *wenn*-Sätze im Vor-Vorfeld oder Inkremente (vgl. Abschnitt 6.2). Wenn Thurmair (2002) fordert, dass auch Lehrende des Faches Deutsch sich mit Entwicklungstendenzen der Gegenwartssprache befassen sollen, so ist dies nicht ohne ein fundiertes Hintergrundwissen über die Sprachstruktur interaktionaler Sprache möglich:

Die Analyse von Entwicklungstendenzen ist nicht nur für den Sprachwissenschaftler von Interesse, weil sie etwas über das System und die zugrunde liegenden Regeln aussagen und – wenn man nicht bei der reinen Deskription stehen bleibt – eingeordnet und bewertet werden müssen; sondern auch für denjenigen, der mit der Vermittlung einer Sprache beschäftigt ist (Fremd- wie Muttersprache), ist die Beobachtung und darauf aufbauend die Beurteilung von Entwicklungstendenzen relevant. (Thurmair 2002: 3)

Die Begriffe „das System“ und „die [...] Regelaussagen“ dürfen in dem Kontext eines sich primär in der konzeptionellen (und meist auch medialen) Mündlichkeit vollziehenden Sprachwandels keinesfalls als das *System der Schriftgrammatik* und die *Regelaussagen der Schriftgrammatik* aufgefasst werden. Würde man die sprachlichen Veränderungen vor diesem Hintergrund betrachten, so führte das lediglich wieder in eine bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts vorherrschende Defizithypothese, die interaktionale Sprache als im negativen Sinne abweichend von der ‚eigentlichen‘ Sprache betrachtet.¹² Sprachwandel kann

rungswelten des sprachlichen Akteurs oder Rezipienten.“ Wie die Ethnomethodologie anhand der Brechungsexperimente Garfinkels (1967) gezeigt hat, ist ein großer Teil unseres alltäglichen Handelns für uns tatsächlich ‚fremd‘ in dem Sinne, dass wir zwar die Situationen mehr oder weniger automatisch erkennen und ebenso automatisch und routiniert bestimmte Handlungsmuster anwenden, uns aber dieses mustergeleiteten Handelns nicht bewusst sind. So erklärt sich auch der sich immer wieder einstellende ‚Aha-Effekt‘, wenn Studierende in Seminaren erstmals erkennen, dass selbst Reparaturen, Unterbrechungen und Abbrüche regelgeleitet sind und dass Partikeln wie *ja*, *ah*, *äh*, *mhm* u.a. keinesfalls ‚Wortmüll‘ sind, sondern feste Funktionen haben.

¹² Koch/Oesterreicher (1985: 25) stellen noch für die achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts fest, dass der gesprochenen Sprache nicht die gleiche Achtung entgegengebracht und der gleiche Stellenwert zugemessen wird wie der traditionell stärker mit hochkulturellen Praktiken

nur vor dem Hintergrund eines doppelten Wissens begriffen und mit all seinen didaktischen Implikationen erfasst werden: Einerseits über das Wissen der Regeln, die für formelle, streng kodifizierte konzeptionell schriftliche Sprache gelten und andererseits über das Wissen um jene Regeln, die – eher im Sinne von Regularitäten – den Gebrauch der informelleren, weniger streng kodifizierten konzeptionell mündlichen Sprache leiten. Ein Zitat von Kramsch (1997: 334) zeigt, welche Wirkung der Kontakt von Nicht-Muttersprachlern, die lediglich die Grammatik der konzeptionell schriftlichen Sprache erlernt haben, mit den Strukturen und Regularitäten der konzeptionell mündlichen Sprache auslösen kann:

Es war klar geworden, dass die stilisierte hochdeutsche Schriftsprache, die man an den Schulen lehrte, nie der Sprachwirklichkeit entsprochen hatte. Ich kann mich noch gut an meine Verblüffung erinnern, als ich 1976, nach Jahren, in denen ich Konversationskurse unterrichtet und anhand von Lehrwerken Deutsch sprechen gelehrt hatte, plötzlich in der Bibliothek das Freiburger Korpus von Texten ‚gesprochener deutscher Standardsprache‘ entdeckte. So sah richtig gesprochene Sprache aus: halbfertige Sätze, Redundanzen, Unterbrechungen, Verzögerungen, eine Menge nichtssagender Füllsel, und sogar – horribile dictu! – grammatische Fehler.

Die von Kramsch hier beschriebene Erfahrung dürfte von vielen Deutsch-LernerInnen geteilt werden. Wer auf diese Weise mit der gesprochenen Sprache in Kontakt kommt, stößt in der Tat zunächst auf eine ganze Reihe von Phänomenen, die „halbfertig“, „redundant“ und „nichtssagend“ sind oder sogar als „grammatische Fehler“ erscheinen. Doch wie Kramsch zu Recht betont: Dabei handelt es sich um „richtig gesprochene Sprache“, die vermeintlichen Fehler sind zum größten Teil auf Strukturen zurückzuführen, die grundlegend und notwendig für prototypisch gesprochene Sprache (d.h. konzeptionell und medial mündlich realisierte spontane, interaktional eingebettete Äußerungen) sind. Notwendig sind die besonderen syntaktischen Strukturen, weil gesprochene Sprache unter den Bedingungen der Flüchtigkeit, eines gemeinsam geteilten Wahrnehmungsraumes (und, damit einhergehend, der erweiterten Möglichkeit, Deiktika einzusetzen), der Synchronizität der Sprachproduktion und -rezeption und der Anforderungen des Interaktionsmanagements realisiert werden muss (zu einer zusammenfassenden Gegenüberstellung der Merkmale des gesprochenen und geschriebenen Deutsch vgl. Dürscheid 2006b). Ausgehend von der prototypisch mündlichen Sprache ist allerdings inzwischen eine Ausweitung

(vor allem Literatur und Wissenschaft) verbundenen geschriebenen Sprache: „Nicht nur bei gebildeten Laien hält sich hartnäckig die Ansicht, die gesprochene Sprache sei als defizienter Modus der ‚eigentlichen‘ Sprache, sprich: der geschriebenen Sprache, zu betrachten.“

der Strukturen auf Bereiche geschehen, die bislang durch einen höheren Formalitätsgrad (was zumeist gleichzeitig eine geringe oder gar keine Interaktivität bedeutet) gekennzeichnet waren. Von Polenz (1999: 358) stellt fest, dass „das Vorkommen umgangssprachlicher Merkmale in öffentlicher Rede als teilweise Annäherung der Standardsprache an die Umgangssprache, zumindest als Entstehung eines sozial nicht mehr diskriminierten Substandards erklärt werden muss“. Der Begriff des Substandards ist hier nicht abwertend zu verstehen, sondern eher im Sinne einer Verschiebung des Varietätengefüges in Deutschland. Dadurch, dass hoch formelle Register sich auf dem Rückzug befinden und vor allem im Gesprochenen, immer häufiger aber auch im Geschriebenen markiert erscheinen, entsteht der Bedarf für ein Register, das weniger formell ist und sich dennoch von Dialekten, Regionalsprachen, Soziolekten etc. dadurch unterscheidet, dass es auch für Bereiche wie den der „öffentlichen Rede“ verfügbar ist: „Dieser Substandard steht textsorten- und situationspezifisch allen wahlweise zur Verfügung und sollte deshalb auch in Deutsch als Fremdsprache gelehrt werden.“ (von Polenz 1999: 358)

An dieser Stelle kann der Bogen geschlagen werden zu der Frage, welches Deutsch im DaF-Unterricht vermittelt werden sollte. Es ist nicht zweckmäßig, ein Deutsch zu vermitteln, das nur noch in wenigen hoch formellen Situationen seinen Platz hat.¹³ Die mangelnde Nachfrage nach einem solchen Deutsch besteht zu Recht. Was die Mehrzahl der LernerInnen des Deutschen wollen, ist der Erwerb von Kompetenzen, die dazu führen, dass man sich in der Zielsprache effektiv und effizient beschweren kann, einen Wunsch auszudrücken vermag, ein Kompliment machen oder empfangen kann, an Small Talk teilnehmen kann etc. Bei solchen Aufgaben ist eine normierte schriftsprachliche Syntax weitaus weniger wichtig als die kommunikative Kompetenz, über die erwarteten Praktiken und die sequenzielle Struktur dieser Aufgaben Bescheid zu wissen. Huneke/Steinig (1997: 48) erwähnen hier beispielsweise die Tatsache, dass die Deutschen „die eindeutige Aussage“ bevorzugen: „Sie meinen ‚ja‘, wenn sie ‚ja‘ sagen und ‚nein‘, wenn sie ‚nein‘ sagen; manchmal auch dann, wenn dies den Gesprächspartner verletzen könnte.“ Das Potential, das Gesicht von Gesprächspartnern zu verletzen, sei groß, wenn man die Praktiken nicht kennt, mit denen in der Zielsprache operiert wird. Huneke/Steinig erwähnen hier jedoch nicht, dass negative Antworten oder Bewertungen nicht, wie in dem Ausschnitt suggeriert, in einem abrupten „nein“ geliefert werden. Vielmehr gibt es routinierte

¹³ Pointiert hat dies Krumm (1997: 134; vgl. auch Krumm 2006) gefasst: „Der sprachliche Standard von ‚Abendgesellschaften‘ ist auch bei den Deutschlernenden nicht mehr gefragt.“ Der Standard von Abendgesellschaften ist dabei allerdings selbstverständlich nicht als mit dem Standarddeutsch schlechthin identisch zu setzen.

Strategien, mit Hilfe von Vorlaufelementen auf eine Nicht-Übereinstimmung hinzuarbeiten (vgl. hierzu z.B. Auer/Uhmann 1982 zum Aufbau von Bewertungen im Deutschen). Weiß man über den so beschriebenen sequenziellen Ablauf einer negativen Antwort oder Bewertung Bescheid, werden die von Huneke/Steinig beschriebenen Kommunikationsprobleme vermieden. Gleiches gilt auch für die von Günthner (2005c) diskutierte Möglichkeit, im mündlichen Sprachgebrauch mit Konnektoren wie *obwohl* und *wobei* die Verbzweitstellung anstelle der normgrammatisch geforderten Verbendstellung zu verwenden. Ihre Frage, ob diese Konstruktionen im DaF-Unterricht korrigiert werden sollten, „auch wenn deutsche MuttersprachlerInnen sie im Alltag immer wieder verwenden“, beantwortet sie damit, dass es Phänomene gibt, die eben „nicht einfach wie bisher als ‚korrekt‘ oder ‚unkorrekt‘ abgetan werden können, sondern dass es „gewisse Toleranzbereiche [gibt], was die Normen betrifft“ (Günthner 2005c: 59). Es ist ja nicht so, dass in der gesprochenen Sprache auf der Ebene der Syntax alles möglich wäre und der DaF-Unterricht dadurch zu einem reinen Vokabelunterricht reduziert werden müsste. Die typischen syntaktischen Strukturen des gesprochenen (besser: des interaktionalen) Deutsch sind überschaubar und somit auch vermittelbar. Das gilt umso mehr, als viele Phänomene, wie auch die Verbzweitstellung nach *obwohl* und *wobei*, nicht einfach nur formale Alternativen darstellen, sondern mit neuen Funktionen einhergehen: Während man durch die Verwendung von *wobei* und *obwohl* mit Verbendstellung Sachverhalte zueinander in Verbindung setzt, markiert man durch *wobei* und *obwohl* mit Verbzweitstellung einen Wechsel in der Sprechereinstellung oder der Haltung zum Gesagten, man wechselt also auf eine metakommunikative Ebene. Das erklärt auch, warum diese Konstruktionen in Sprache-in-Interaktion vorkommen und dort auch notwendig sind: Sie sind Produkte der „verschiedenen Existenzformen von Sprache“ (Günthner 2005c: 59) mit ihren jeweils eigenen Anforderungen. Die Anforderungen von Sprache und Sprachverwendung in unterschiedlichen Situationen sollen in dieser Arbeit thematisiert werden. Der Bedarf an fundierter Information für Lehrwerkautoren ist hoch – das gilt im Übrigen auch für Lehrwerke im Bereich des muttersprachlichen Deutschunterrichts, für die Bekes/Neuland (2006: 522) unzureichende fachliche Grundlagen feststellen und kritisieren, „dass die Ergebnisse der neueren linguistischen Forschungen zur Sprachvariation speziell im Hinblick auf die Dynamik von Sprachwandel- und Sprachnormierungsprozessen kaum in die Lehrwerkskonstruktion einbezogen werden.“ Die gleiche Kritik äußert Lüger (2009: 32) auch für den Fremdsprachenunterricht. Er beklagt, „dass die Ergebnisse konversationsanalytischer Arbeiten bislang kaum Eingang in die Fremdsprachendidaktik gefunden haben [...]. Diese Feststellung trifft in gewissem Sinne auch auf den Gemeinsamen Europäischen Referenzrahmen zu.“ Dieser Befund ist sicherlich

richtig. Gerade für den Bereich der dynamischen, sich ständig in Bewegung befindlichen und von der konkreten Situation und konkreten interaktionalen Einbettung abhängigen gesprochenen Sprache gilt allerdings, was Huneke/Steinig (1997: 49) zu einer idealen pädagogischen Grammatik sagen: Es wird sie niemals „fertig‘ zum Nachlesen“ geben können, denn „nur die einzelne Lehrerin und der einzelne Lehrer verfügen über das nötige Wissen und die nötigen Fähigkeiten, um eine pädagogische Grammatik für ihre jeweiligen Lerner zu erarbeiten.“ Lehrerinnen und Lehrern kommt somit die große und schwierige Aufgabe zu, sich mit der deutschen Sprache in einer breiten Palette ihrer Ausprägungen auseinanderzusetzen. Damit Strukturen interaktionaler Sprache, die sich nun einmal nicht für präskriptive Kodifizierung eignet, nicht aus Angst vor ihrer Komplexität gemieden werden, müssen aus der linguistischen Forschung Vorschläge kommen, wie das Phänomen Sprache-in-Interaktion verstanden werden kann. Das umfasst ganz zentral die Kenntnis über die Strukturen interaktionaler *gesprochener* Sprache, die als phylogenetisch und ontogenetisch primäre sowie als im Alltag häufigste Sprachverwendung den wichtigsten Bereich von Sprache-in-Interaktion bereitstellt (vgl. Dürscheid 2006b).

3 Kommunikation, Diskurs, Dialog, Interaktion: Eine Begriffsbestimmung

Let me preface these remarks with the (hopefully unprovocative) proposition that interactive language is the core phenomenon to be explained – all other forms of discourse are, however interesting, derivative in every sense, ontogenetic and phylogenetic included. (Levinson 2006: 85)

Gerade in Bezug auf die Begriffe *Kommunikation*, *Diskurs*, *Dialog* und *Interaktion* liegen zahlreiche divergierende Definitionsversuche sowie auf diesen Begriffen aufbauende Theorieansätze vor, die teilweise hochgradig komplex sind – wie zum Beispiel die Systemtheorie –, sich jedoch teilweise auch zum Ziel gesetzt haben, eine allzu große Komplexität zu Gunsten einer oberflächennahen, aber entsprechend dichter Beschreibung zu reduzieren – wie z.B. der Ansatz des „Dialogism“ von Linell.

Neben den genannten Begriffen *Kommunikation*, *Diskurs*, *Dialog* und *Interaktion* finden sich auch enger gefasste wie *Konversation* und *Gespräch*, die in Ansätzen wie der *Konversationsanalyse* und *Gesprächsanalyse* namensgebend sind. Anders als die erstgenannten Begriffe werden allerdings *Konversation* und *Gespräch* nicht auf der gleichen Abstraktionsebene wie die ersteren verwendet. Die Gesprächs- und Konversationsanalyse ziehen es vielmehr vor, wahlweise von *Dialog* oder von *Interaktion* zu sprechen, wenn es um theoretisch fundiertes begriffliches Inventar geht und nicht um eine bloße Bezeichnung für ein konkretes zur Untersuchung vorliegendes Datum, das dann als Gespräch, Konversation, Interview, Verhandlung, Rede etc. eingestuft wird (vgl. ausführlich dazu Abschnitt 3.3.2).

Doch nicht nur *Gespräch* und *Konversation* werden selten genau definiert, gerade auch für die abstrakteren Begriffe *Kommunikation*, *Diskurs*, *Dialog* und *Interaktion* ist festzustellen, dass sie wenig trennscharf verwendet werden und noch dazu manche davon – wie der *Diskurs* und der *Dialog* – so stark mit bestimmten Theorieansätzen assoziiert sind (vgl. Abschnitt 3.2), dass eine begriffliche und konzeptuelle Klärung unabdingbar ist.

Die Feststellung Goffmans (1986c: 7; im Original 1967 veröffentlicht), dass die „Untersuchung direkter Interaktion in alltäglichen Zusammenhängen [...] bis jetzt noch keine angemessene Bezeichnung“ habe und zudem „die analytischen Grenzen dieses Untersuchungsfeldes unscharf“ seien, trifft auch heute immer noch zu, wie im Folgenden gezeigt wird. Trotz der Unschärfe hinsichtlich der Bezeichnung und der Grenzen des Forschungsfeldes ließ sich nach Goffman (1986c: 7) der Untersuchungsgegenstand jedoch schon immer problemlos bestimmen: „Es sind jene Ereignisse, die im Verlauf und auf Grund des Zusam-

menseins von Leuten geschehen.“ Das Ziel bei der Analyse dieser Ereignisse bestehe dieser Definition entsprechend darin, „die Beschreibung natürlicher Interaktionseinheiten“ (Goffman 1986c: 7) zu leisten. Wie genau das geschehen kann und vor allem mit welchen Konzepten, darüber herrschte und herrscht jedoch kaum Einigkeit. Im Folgenden sollen daher exemplarisch jeweils prominente Ansätze vorgestellt werden, die – aufbauend auf den Begriffen der *Kommunikation*, des *Diskurses*, des *Dialogs* und der *Interaktion* – den Versuch der Beschreibung eben jener von Goffman (1986c: 7) genannten „Ereignisse“ unternehmen, „die im Verlauf und auf Grund des Zusammenseins von Leuten geschehen“. Es wird zum Schluss dieses Kapitels dafür plädiert, mit dem Begriff der *Interaktion* zu arbeiten. Dabei wird eine Definition von *Interaktion* vorgeschlagen, die weder, wie es häufig geschieht, so eng gefasst ist, dass sie nur gesprochene Sprache im Gebrauch von Angesicht zu Angesicht zulässt, noch so weit, dass sie als kategorienbildende Einheit sinnlos wird.

3.1 Kommunikation

Gerade der „Kommunikationsbegriff wird in den verschiedenen Disziplinen der Human- und Naturwissenschaft sehr uneinheitlich verwendet“ (Rickheit/Strohner 1993: 17) und entsprechend unklar ist auch, was im Einzelfall jeweils damit gemeint ist.¹ In den meisten Fällen wird Kommunikation in der Linguistik als ein Begriff aufgefasst, der zu generell für das eigene Forschungsfeld ist, da er weit über den Einsatz von Sprache – selbst von multimodal angereicherter Sprache – hinausgeht. So stellt Ehlich (1996: 184) fest, dass Kommunikation „weiter als Sprache“ sei, denn „Kommunikation umfasst biologisch-anthropologische Aspekte in der Gattungs- und in der individuellen Reproduktion. Sprache tritt in diesen Zusammenhang ein und wird sicher zum wichtigsten Kommunikationsmittel.“ Mit dieser Definition ist zwar festgelegt, dass Sprache einen zentralen Teilbereich der Kommunikation darstellt, da letztere aber so weit gefasst wird, lassen sich kaum Aussagen darüber treffen, welche Eigenschaften Sprache denn erfüllen muss, um als Kommunikationsmittel eingesetzt zu werden.² Allerdings wird durch den expliziten Verweis auf die anthropolo-

1 Nach Fuchs (1993: 9) ist Kommunikation „unbestreitbar eines der Zauberwörter dieses Jahrhunderts“, obwohl – oder vielleicht gerade weil – niemand genau weiß, was es bezeichnet: „Wie es dem heiligen Augustin mit der Zeit erging, so ergeht es dem, der das Wort Kommunikation benutzt: Ungefragt, weiß er, befragt, weiß er nicht, was es bedeutet.“

2 Vgl. auch die Definition, die Watzlawick/Beavin/Jackson (2000: 22) für Kommunikation geben: „Das Studium menschlichen Verhaltens wendet sich dann von unbeweisbaren Annah-

gische Grundlage von Kommunikation implizit einer anthropologischen Linguistik das Wort geredet.

Deutlich klarer wird dagegen die Kommunikation in vielen Ansätzen der klassischen Pragmatik oder der Psycholinguistik definiert. Meggle (1993: 484) schränkt „kommunikatives Handeln“ dadurch ein, dass er nur intentionales Handeln als solches zulässt: „Kommunikative Handlungen sind Spezialfälle intentionaler Handlungen, genauer: spezielle Fälle eines Handelns mit einer bestimmten Absicht.“ Das Problem bei einer solchen Definition von kommunikativem Handeln besteht allerdings darin, dass die Intention von Handlungen nie zweifelsfrei geklärt werden kann. Selbst wenn eine Äußerung metakommentativ gerahmt wird und so eine Intentionzuschreibung erhält (wenn z.B. jemand sagen würde „Weil ich mich über dich geärgert habe, verweise ich dich jetzt des Raumes“) bleibt unklar, ob das die Intention des Sprechers wiedergibt oder ob dieser beispielsweise tatsächlich gegen seinen Willen innerhalb eines durch eine bestimmte Situation vorgegebenen Rahmens handelt. Zudem entstehen Intentionen meist erst dadurch, dass die anderen Interaktionsteilnehmer reagieren und so durch ihre Aufzeigepraktiken eine Interpretation ermöglichen. Als analytisch problematisch erweisen sich auch die beispielsweise für Small Talk typischen phatischen Sequenzen, bei denen Intentionzuschreibungen besonders schwierig zu begründen sind (vgl. dazu die Diskussion der Dialoganalyse in Abschnitt 3.2.2).

Auch der Lösungsvorschlag von Rickheit/Strohner (1993: 17), die statt der *Intention* die *Informationsübermittlung* in den Mittelpunkt von Kommunikation stellen, ist problematisch: “Wir gehen von einer Konzeptualisierung aus, bei der in Analogie zur Kognition als Informationsverarbeitung von Lebewesen die Kommunikation als Informationsübermittlung von Lebewesen gesehen wird.“ Im Gegensatz zur *Intention* als Kern von Kommunikation hat die *Information* den Vorteil, dass sie beobachtbar sein kann. Allerdings führt das – auch hier wieder ganz besonders im Bereich des Small Talk – dazu, dass man den Informationsbegriff so weit fassen muss, dass im Endeffekt alles, was beobachtet werden kann, auch Information ist. Das ist sicherlich eine mögliche Betrachtungsweise, hilft jedoch wenig dabei, wenn eine *Sprachtheorie* bzw. eine

men über die Natur des Psychischen den beobachtbaren Manifestationen menschlicher Beziehungen zu. Das Medium dieser Manifestationen ist die menschliche Kommunikation.“ Etwas komplizierter wird es allerdings etwas später, wenn zwischen „Kommunikation“ und „Interaktion“ unterschieden wird: „Eine einzelne Kommunikation heißt Mitteilung (message), sofern keine Verwechslung möglich ist, eine Kommunikation. Ein wechselseitiger Ablauf von Mitteilungen zwischen zwei oder mehreren Personen wird als Interaktion bezeichnet.“ (Watzlawick/Beavin/Jackson 2000: 50)

Grammatiktheorie erstellt werden soll: Wichtig ist dabei ja, dass nicht alles, was beobachtet wird, gleichermaßen bedeutend ist und dass sprachliche Strukturen nicht nur auf die *Informationsübermittlung* zugeschnitten sind, sondern auch auf die gemeinsame *Erzeugung* von Information (Ko-Produktion) und auf das *Monitoring* der Reaktionen des Gegenüber.³

Einen besonders detaillierten Definitionsversuch von Kommunikation, der allerdings ähnlich wie bei Rickheit/Strohners (1993) Fokussierung auf *Information* trotz allem inhaltlich sehr vage bleibt, unternimmt Baecker (2005a, b) aus soziologischer Perspektive, genauer aus dem Blickwinkel der Systemtheorie. Baecker (2005a: 7) geht zunächst von der Etymologie des Begriffes „communicatio“ aus, den er mit „Mitteilung, Gewährung, Austausch, Verkehr, Umgang, Gemeinschaft“ übersetzt und als eine Kernthematik philosophischen Denkens in das „Zentrum jeden Strebens nach Erkenntnis“ verortet:

Doch dieses Zentrum hat einen merkwürdigen Status. Es liegt ein Verdacht auf der Kunst des menschlichen Redens. Seit man, so zumindest in der alteuropäischen Tradition, über das Reden nachdenkt, liegt die Abwertung des Redens zum ‚bloßen Reden‘ nie fern, scheinen die eigentlichen Bedingungen einer möglichen Einsicht in das Wahre, Gute und Schöne immer erst dann gegeben zu sein, wenn der Mensch schweigt. (Baecker 2005a: 7)

Die Definitionsprobleme, die bei den Versuchen, Kommunikation über die *Intention* oder die *Information* zu bestimmen, bereits deutlich wurden, werden hier von Baecker auf den Punkt gebracht. Das „Reden“, also die Sprache, bildet zwar in der Tat, wie Ehlich (1996: 184) festgestellt hat, den Kern von Kommunikation, doch offensichtlich geht es nicht generell um beobachtbare Strukturen und Muster der (sprachlichen) Interaktion, sondern um irgendetwas ‚dahinter Liegendes‘, wie zum Beispiel *Information*. In diese Richtung, nämlich der Frage nach der Information oder Mitteilung, die über die Kommunikation ausgetauscht wird, entwickelt sich der Kommunikationsbegriff ab dem Ende des 18. Jahrhunderts zunächst weiter. Baecker (2005a: 52) fokussiert die Hauptpositionen des Nachdenkens über Kommunikation im 19. Jahrhundert schließlich auf zwei Pole, nämlich auf die „Frage von Schlegel, wie eine Mitteilung möglich sei“ und die „Antwort von Novalis, dass alles Mitteilung sei“.

³ Gerade deshalb ist die Dreiteilung in „Probleme der Nachrichtenübermittlung“, die der „Syntax“ zugerechnet werden, Fragen, die „semantisches Übereinkommen“ von Nachrichten betreffen („Semantik“) und schließlich die Beeinflussung des Verhaltens aller Teilnehmer durch die Kommunikation („Pragmatik“), die Watzlawick/Beavin/Jackson (2000: 22) vorschlagen, analytisch wenig hilfreich. Ähnliche Probleme hat auch die Theorie des kommunikativen Handelns von Habermas (1981), die zu sehr auf einen idealisierten, geordneten Diskurs setzt, um für empirische Forschung verwendbar zu sein.

Im 20. Jahrhundert konstatiert Baecker (2005a: 99) dann allerdings eine grundlegende Verlagerung der Bestimmung des Kommunikationsbegriffs. Es wird „die Beobachtung von Ursache und Wirkung durch die Beobachtung von in Grenzen wählbaren Beziehungen [ausgetauscht], die auf beiden Seiten Autonomie voraussetzen.“ Wie die Definitionsversuche von Meggle und Rickheit/Strohner zeigen, wird diese Verlagerung allerdings nicht überall vollzogen. Baecker bezieht sich hier vor allem auf die Systemtheorie und die ihr zu Grunde liegende Kommunikationsbestimmung, wenn er im Folgenden konstatiert, dass Sprache „jene Kommunikation bezeichnet, die sich über sich selbst verständigt.“ (Baecker 2005a: 99) Dies führt dann zu dem für die Systemtheorie typischen zirkulären Beschreibungsmuster, das sich auch in Baeckers endgültigem Definitionsversuch von Kommunikation zeigt, der im Kern die Ablehnung eines Definitionsversuches darstellt:⁴

In diesem Sinne ist der vorliegende Text eine sprachliche Verständigung auf einen Kommunikationsbegriff, der offen lässt, was Kommunikation ‚ist‘, weil nur so mit in den Begriff aufgenommen werden kann, dass Kommunikation darin besteht, nicht zu determinieren, wie sie fortgesetzt wird. (Baecker 2005a: 99)

Mit dieser Quasi-Definition ist nun die Grundlage gegeben, mit der zwar nicht mehr konkret an Phänomenen der Kommunikation weiter gearbeitet werden kann, dafür aber seltsamerweise an einem Formalisierungsversuch von Kommunikation, bei dem unklar bleibt, welchen Zweck er außerhalb des systemtheoretischen Gedankengebäudes haben soll. Kommunikation wird in diesem Formalismus wie folgt bestimmt:

$$\text{Kommunikation} = \overline{\text{Bezeichnung}} \mid \text{Unterscheidung}$$

Kommunikation ist somit zugleich „das zu bestimmende und das sich durch den Terminus rechts des Gleichheitszeichens selbst Bestimmende“ (Baecker 2005b: 67). Die „Bezeichnung“ bedeutet die „Selektion einer Nachricht“ – hier kommt wieder die Idee der Informationsübertragung ins Spiel –, mit „Unterscheidung“ wird auf „die Konstruktion eines in der Selektion einer Nachricht als Voraussetzung der Möglichkeit der Selektion produzierten Auswahlbereichs“ abgestellt. Das Symbol aus dem Formenkalkül, $\overline{}$, verweist auf „die Markierung der Unterscheidung der Bezeichnung“ und „macht die Einführung des Freiheitsgrads der Auswahl einer Bezeichnung explizit, ohne den die Bezeichnung

⁴ Eine umfassende kritische Diskussion des Luhmann'schen Kommunikationsbegriffs findet sich in Feilke (1994).

auch als exogen gegeben, zum Beispiel als motiviert durch die bezeichnende Sache, interpretiert werden könnte“. Das Symbol ,□‘ zeigt „die Markierung der Unterscheidung und Wiedereinführung der Unterscheidung von Bezeichnung und Unterscheidung in den Raum der Unterscheidung“ an, und diese Markierung und Wiedereinführung von Unterscheidungen macht wiederum „die Selbstkonditionierung der durch die Bezeichnung gegebenen Möglichkeiten explizit, indem diese Möglichkeiten ihrerseits nur im Rahmen einer Bezeichnung aktualisiert werden können“. Letztendlich weist dann schließlich das leere Symbol , ‘ als „der unmarked state rechts des re-entry-Hakens“ darauf hin, „dass die Konstruktion einer Unterscheidung zwecks Kontextuierung der Auswahl einer Bezeichnung ihrerseits die Außenseite einer Form mitlaufen lässt, die mit beobachtet werden kann, um die Selektivität auch dieser Konstruktion zu reflektieren“ (Baecker 2005b: 67–68). Eine so gelagerte Kommunikationsdefinition mag zwar ausgereift erscheinen, in Bezug auf die Frage nach ihrem Sinn, besonders dann, wenn es darum geht, sprachliche Kommunikation zu analysieren, ist sie jedoch zweifelhaft: Schnell können solche ausgefeilten Theorien dazu führen, dass die beobachtete Materie der Komplexität der Theorie angepasst wird statt umgekehrt: „Der alltägliche kommunikative Beobachter unterstellt dem Sprecher die Komplexität der Bezüge, die er selbst herzustellen in der Lage ist. Der wissenschaftliche Beobachter unterstellt dem Sprecher die Komplexität der Bezüge, die seine Theorie herzustellen in der Lage ist.“ (Knobloch 1999: 38)

Einen alternativen Ansatz, bei dem zwar einerseits die Luhmannsche Systemtheorie (Luhmann 1984) die Grundlage bildet, andererseits jedoch allzu hermetische theoretische Höhenflüge durch eine empirische Verortung vermieden werden, legt Schneider in seiner Monographie „Die Beobachtung von Kommunikation“ (1994) vor. Schneider versucht, weniger abstrakt zu argumentieren, indem er die systemtheoretische Sicht auf Kommunikation auf Datenanalysen anwendet, die von ForscherInnen aus den Bereichen der Gesprächsanalyse vorgelegt wurden. Das führt automatisch dazu, dass er einen stärker interaktional ausgerichteten definitorischen Ansatz von Kommunikation verfolgen muss. So besteht für Schneider (1994: 168) die „minimale Einheit der Kommunikation“ immer in einer „Sequenz von zwei Mitteilungereignissen, in der das zweite dem ersten einen mehr oder weniger eindeutig bestimmten Sinn zuweist.“ Entscheidend ist dabei die Verlagerung der bislang angesprochenen eher monologisch orientierten Ausrichtung solcher Konzepte wie *Intention*, *Information* oder *Mitteilung* auf die dialogische *Herstellung von Sinn* durch die Gesprächsteilnehmer, d.h. die Umorientierung in ein dialogisches oder interaktionales Erzeugen von Kommunikation:

Als Einzelercheinung ist eine Mitteilung nur im Bewusstsein des Urhebers und eventuell anderer Hörer sinnhaft identifizierbar durch die Gedanken, die daran anschließen. Psychisch kann auch die isoliert bleibende Äußerung als Handlung verstanden und zugeordnet werden. Sozial bleibt sie hingegen unbestimmt. (Schneider 1994: 168)

Die soziale Dimension ist die, die beobachtet werden kann und somit auch die, die für die empirischen Analysen die Grundlage bereitstellt. Erst wenn eine Mitteilung auf eine andere „als Mitteilung referiert“ und diese „damit als Mitteilungshandlung ausweist“, entsteht eine „Mitteilung in der Kommunikation“ (Schneider 1994: 169). Hier kann nun empirisch gefragt werden, welche Strategien des Anschließens an vorangegangene Äußerungen eine Sprache zur Verfügung stellt, welche Rückmeldungsmechanismen bereitgestellt werden, wie Mitteilungen nicht nur bereitgestellt, sondern ausgehandelt und letztendlich gemeinsam hergestellt werden. Zudem wird für Schneider (1994: 169) eine deutlich kleinteiligere und stärker auf konkrete Äußerungen bezogene Analyse relevant als dies in stärker theoretisch ausgerichteten Ansätzen wie dem von Baecker (s.o.) der Fall ist. Dies zeigt sich an der Beschreibung des Kernaspekts einer jeweils in einer Sequenz produzierten Äußerung: „Nach rückwärts gerichtet trifft sie eine Auswahl aus den Anschlussmöglichkeiten, die von vorausgegangenen Mitteilungen eröffnet werden. Nach vorne gerichtet eröffnet sie neue Möglichkeiten des Weitermachens.“ Durch diese Fokussierung auf die Anschlussmöglichkeiten sowohl in Richtung der Vorgängeräußerungen als auch der Folgeäußerungen weist der Ansatz von Schneider (1994: 169) durchaus gewisse Bezüge zum aktuellen, stark empirisch orientierten Theoriespektrum der Interaktionalen Linguistik (Couper-Kuhlen/Selting 2000, 2001a, b) und der „on line-Syntax“ (Auer 2000, 2005a, 2007a) auf. Eine Besonderheit dieses Ansatzes und der ihm zugrundeliegenden Definition von Kommunikation liegt dann auch tatsächlich darin begründet, dass er explizit interaktional ausgerichtet ist, dass also Kommunikation nur jeweils durch Reaktionen zustande kommt. Ein Problem dieser Sichtweise ist allerdings, dass auch extrem zerdehnte Kommunikation den gleichen analytischen Stellenwert hat: Wenn jemand einen Kommentar zum Nibelungenlied verfasst, so entsteht dabei eine Sequenz von Mitteilungsereignissen, die dem ersten Ereignis, dem Nibelungenlied, Sinn zuschreibt. Diese weite Auffassung von Kommunikation vertritt auch Bachtin (vgl. die Diskussion in 3.2), der dafür allerdings den Begriff des *Dialogs* verwendet. Auf Grund der Tatsache, dass zwischen stark zerdehnter Kommunikation und synchroner Kommunikation genauso wenig unterschieden wird wie zwischen formeller und informeller Kommunikation und dass das, was Schneider unter den Begriff der *Kommunikation* fasst, in anderen, sehr ähnlich gelagerten Ansätzen, mit Begriffen wie *Dialog* oder *Interaktion* und nicht mit *Kommunikati-*